

Das Buch:

»Die Schönheit der Erkenntnis« ist ein tiefesinniger, mit feinem Humor vollgepackter Roman über das Leben von Susanne Quick. Ihre Erzählungen beleuchten das Glück und die Tragödie, die guten wie die dunklen und komischen Seiten des menschlichen Daseins.

Susanne, eine Frau, die in bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs, das Leben als Studentin genoss, die große Liebe in Karl fand, eine Familie gründete und schließlich Karriere als Managerin machte, erinnert sich vage an ihre Kindheit, so manche Meilensteine aus jungen Jahren, aber vor allem reflektiert sie ihre Erlebnisse im Alter.

Nach einem intensiven Berufsleben, aus dem sie krankheitsbedingt früher ausschied als geplant, erfährt sie das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden. Ihr Leben, das über Jahrzehnte in festen Strukturen des beruflichen Hamsterrads ablief, funktioniert plötzlich nicht mehr wie gewohnt. Die notwendige Neuorientierung wird für Susanne zur Sinsuche. Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen – gute wie böse, gescheite wie dumme, lustige und völlig jenseitige – schärfen ihr Bewusstsein für die Gesellschaft, in der sie als Pensionistin ihren Platz zu finden sucht. Karl, mit dem sie schon so viele Jahre glücklich zusammenlebt, ist ihr auch in dieser Lebensphase ein fester Anker.

Was kann sie vom restlichen Leben noch erwarten? Susanne beginnt, über die Essenz des Lebens nachzudenken. In ihr konkretisiert sich ein Menschenbild, das die Sinsuche nicht gerade erleichtert. Gesellschaftliche und politische Entwicklungen bereiten ihr zunehmend Unbehagen. Im Herbst ihres Lebens angekommen, erfährt sie häufig, wie die Vernunft scheitert, die Erkenntnisse der Geisteswissenschaft auch wenig Trost spenden und nur der Humor imstande ist, vor Verzweiflung zu retten. Als Susanne Paula trifft, nimmt ihr Leben eine unerwartete Wendung.

Raimund Putzinger

Die Schönheit
der
Erkenntnis

Roman

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN: 978-3-99152-927-9

Copyright © 2023 Raimund Putzinger

Lektorat/Korrektorat: Sabrina Lerchbacher

Illustration: Ting Zhang

Umschlaggestaltung: Raimund Putzinger

Autorenfoto: Michael Bayr

Druck und Vertrieb:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



Für Jessica, nein, vielleicht für Kasimir, ich weiß nicht,
aber nicht für Felix und auch nicht für Oma Ilse

Der Roman ist in Teilen beeinflusst von realen Ereignissen und stellt diese in Beziehung zu real existierenden Personen und Orten. Die Handlungen sind jedoch als eigenständiges Werk des Autors zu verstehen, das keinen Anspruch auf wahrheitsgetreue Wiedergabe von realen Geschehnissen erhebt. Die Sprache ist gehoben, anspruchsvoll, aber möglicherweise nicht immer politisch korrekt. Dahinter verbirgt sich vermutlich gar keine böse Absicht des Autors, vielmehr scheint es, als fühlte er sich den Lesenden verpflichtet.

Inhalt

Mein Apfelbaum	10
Neue Zeitrechnung	23
Die Prinzessin.....	31
Die Chefin	45
Nicole	51
Die Adoption.....	55
Der amerikanische Passagier	63
Indian Summer	77
Die Anstalt	83
Die Weinverkostung	93
Im Kaffeehaus	109
Nachtgedanken – Tod und Trauer	127
Die Kreuzfahrt.....	141
Freundschaftspris	161
Der Fliesenleger	165
Sport und Fitness	175
Eine österreichische Krise	193
Auf den Hund gekommen.....	203
Der unglaubliche Mister Lulovic	223
Nachtgedanken – Intellektuelles Gewissen	251

Kopf voller Bücher	259
Polizist werden ist nicht schwer,	285
Märchen für Anna.....	293
Sorgen einer Mutter	313
Ungerecht in alle Ewigkeit, Amen	319
Kleine Schweinchen	345
Die Trachtler	351
Nachtgedanken – Neid	375
Hello, me too	383
Mutter und Vater.....	403
Die Gunst der Wähler	409
Nachtgedanken – Liebe	435
Homo sapiens 4.0	441
Das neue Haus	465
Ein Traum von Demokratie	485
Umweltschutz al dente	499
Angst frisst Seele.....	541
Abendessen in Italien.....	555
Die Kunst des Populismus.....	561
Das Kreuz mit der Weisheit	569
Feminismus extra scharf.....	625

Mein Apfelbaum

Als ich meine Eltern und die kleine Welt um mich herum zum ersten Mal bewusst wahrnahm, ahnte ich vermutlich, dass ich nicht den Haupttreffer gelandet hatte und es noch einigermaßen anstrengend werden könnte. Kindheit und Jugend überzeugten mich dann auch nicht gerade vom Gegenteil. Diese frühen Jahre meines Lebens, die ich im oberösterreichischen Gmunden verbrachte, waren zwar nicht ganz zum Vergessen, aber auch nicht zum ewig Erinnern. Bis heute verstand ich es ganz gut, – immerhin brachte ich es schon auf über sechzig Jahre –, mich so wenig wie notwendig mit meiner Kindheit und Jugendzeit zu beschäftigen. Vielleicht eine Art automatischer Verdrängungsmechanismus. Ich wundere mich ja immer über Menschen in meinem Alter, die sich bei jeder Gelegenheit an die kleinsten Details ihrer Kindheit erinnern, aber kaum an das, was sie in den letzten Monaten erlebt haben. Das Nachhaltigste, an das ich mich noch zweifelsfrei erinnere: Ich war ein Einzelkind. Obwohl ich mir sehnlichst einen häuslichen Spielgefährten wünschte, blieb ich allein. Sogar den Wunsch nach einer Katze als Schwesternersatz oder einem Hund als Bruderersatz – es wäre mir einerlei gewesen – haben sie mir abgeschlagen. Ich weiß bis heute nicht, warum ich keine Geschwister habe. Vielleicht hatten meine Eltern ja mit mir schon alle Hände voll zu tun und dachten, so ein Kind wie ich würde völlig ausreichen. So kindervernarnt dürften sie aber generell nicht gewesen sein. Ich könnte nicht behaupten, dass sie mich innig geliebt hätten. Zumindest habe ich es damals nicht bewusst so wahrgenommen und gesagt haben sie es mir auch nie. Die Möglichkeit, dass ich mich einfach nicht mehr daran erinnere, besteht natürlich auch.

Aber allein, wenn einem die Eltern den Namen »Susanne« mit auf den Weg geben, kann es mit der Liebe nicht allzu weit her sein. Susanne! Sogar meine Mutter tat sich schwer, diesen Namen richtig auszusprechen. Wie viele andere auch, nannte sie mich »Susi«. Ebenso hätten sie mich »Pippi« oder »Heidi« nennen können. Zu allem Überdruss kam auch noch der Familienname dazu: »Quick! Schon in der Volksschule musste ich die primitiven Sticheleien der Lehrer ertragen: »Um deinem Namen gerecht zu werden, musst du aber ein bisschen schneller schreiben, rechnen, laufen«, »jetzt aber ein bisschen quick, Susi« und so weiter. Später dann, im Gymnasium, änderten sich die Sprüche. Aussagen, wie »Quickie-Susi«, »Na, stehst du auf Quickies?« und »Heute schon einen Quickie gehabt?«, waren keine Seltenheit. Erst als ich mit ihren eigenen Dummheiten Zurückschlag – zu einem Schulkollegen sagte ich einmal: »Du bist wohl das unerwünschte Produkt eines Quickies«, – bekam ich langsam meine Ruhe. Heute würde man sich wenigstens mit einer Anzeige wegen sexueller Belästigung wehren. Das Lachen würde ihnen gefrieren! Auf #MeToo könnte ich mich aber noch immer revanchieren, ist ja erst gute vierzig Jahre her. Damals dachte ich, den Erstbesten zu heiraten wäre die Lösung. Ich könnte den Namen meines Mannes annehmen oder zumindest mit Bindestrich an meinen dranhängen. Außer er hieße »Transporter«, »Fix«, »Spritzer« oder »Lebendig«. In solchen Fällen wollte ich mir eine Heirat noch einmal überlegen. Aber »Quick-Joplin«, »Quick-Hancock« oder »Quick-Santana« klang in meinen jugendlichen Ohren ganz gut.

Vielleicht lag es auch an den Berufen meiner Eltern. Beide waren Lehrer. Also nicht die besten Voraussetzungen für eine unbeschwerliche Kindheit. Die Mutter war Deutschlehrerin in der Volksschule in Gmunden. Sie ging ihrem Beruf mit größter Ernsthaftigkeit nach. Im Grunde war sie – sie starb, als ich dreißig war – eine sehr anständige, korrekte, mitunter liebenswürdige, aber keine glückliche Frau, wie ich

mir oft dachte. Um sie herum gab es nicht allzu viel, dem sie etwas Positives abgewinnen konnte, aber vieles, über das sie sich zu ärgern wusste.

Eine Zeit lang wurde mir die zweifelhafte Ehre zuteil, ein wichtiger Anlass ihrer Ärgernisse zu sein. Dass ich ein äußerst anstrengendes Kind war, musste ich mir, wie viele andere, die das ebenso wenig interessierte, von jeher anhören. Meine Mutter konnte stundenlang darüber reden. Bei jeder Gelegenheit, die sich bot, hatte sie eine passende Geschichte über mein mangelhaftes Benehmen im Kindesalter parat. Einmal konnte sie das Mädchen nie aus den Augen lassen, weil es liebend gern auf die Straße lief, ohne auf den Verkehr zu achten. Ein anderes Mal konnte sie mit ihr in kein Gasthaus gehen, weil das Mädchen ihr Essen nicht in den Mund steckte, sondern auf der Kleidung anderer Gäste verteilte. Und dann wieder hatte sie es mit den Nachbarn so schwer, weil das Mädchen deren Kindern, darunter auch Buben, ständig das Spielzeug wegnahm und ihnen damit auf die Köpfe schlug. Auch von meiner Schulzeit wusste sie stets etwas zu erzählen, wofür sie sich in Grund und Boden schämen musste.

Dass meine Mutter von meinen meist harmlosen Schulstreichen so einiges mitbekam, hatte ich hauptsächlich meiner damaligen Englischlehrerin zu verdanken. Sie war eine fette, unansehnliche, immer mürrische alte Frau, die ich schon seinerzeit als Zumutung für jedes Kind empfand. »Stierschnitt« war ihr Name, und diesem machte sie alle Ehre. Ausgerechnet sie musste eine Freundin meiner Mutter sein. Ich war überzeugt, dass diese Freundschaft ausschließlich dem Zweck diente, mich zu überwachen. Frau Stierschnitt bescherte mir dann auch ein unvergessliches Schulerlebnis, das beinahe zu einer engeren Bekanntschaft mit einem Kinderpsychiater geführt hätte. Alles nur, weil meine Sitznachbarin, die Luise, just in der Englischstunde ihre Katze zum Tausch gegen eine Tafel Schokolade anbot. Nachdem die Lehrerin die Schwätzerei mitbekam und Luise so in die Enge trieb,

dass sie das Tauschgeschäft vor allen anderen gestand, fühlte sich Frau Stierschnitt verpflichtet, der ganzen Klasse eine Moralpredigt zu halten. Ganz pathetisch erklärte sie, dass Tiere auch Lebewesen seien, dass sie eine Seele und Gefühle wie wir hätten und sich daher nicht als Tauschobjekte eigneten. Es komme ja auch niemand auf die Idee, seine Mutter, Schwester oder den Bruder gegen irgendetwas einzutauschen, sagte sie.

Einem plötzlichen Impuls folgend, vermutlich ausgelöst durch das Wort »Mutter« und die Erinnerung an das zweiwöchige Fernsehverbot – nur weil ich das Frühstück verweigerte –, das meine Mutter erst am Morgen, gerade als ich mich auf den Weg zur Schule machte, über mich verhängt hatte, hob ich die Hand. Als ich an die Reihe kam, sagte ich laut und deutlich: »Meine Mutter würde ich gern gegen ein Mickey-Mouse-Heft eintauschen.«

Das war es dann. Beim anschließenden Treffen zwischen Frau Stierschnitt und meiner Mutter ging es hauptsächlich um meine psychologische Betreuung durch einen Experten. Mir selbst fehlte allerdings jegliches Schuldbewusstsein. Ich empfand den angebotenen Muttertausch nicht wirklich als behandlungsbedürftige Bösartigkeit. Einfach nicht an alle Details gedacht. Die schwer gekränkte Mutter machte mir später jedoch ein derart schlechtes Gewissen, dass ich mich sogar zu einer weiteren Woche freiwilligem Fernsehverzicht bereiterklärte. Vermutlich war es meine Reue, die mir den Kinderpsychologen ersparte. Die Mutter war mir nicht lange böse, zumindest nicht offiziell.

Unsere Beziehung, ohnehin nicht die beste, kühlte aber weiter ab. Sie nörgelte wegen jeder Kleinigkeit an mir herum und entzog mir vermehrt nicht nur die Fernsehberechtigung, sondern auch ihre Zuneigung. Auch ich distanzierte mich immer mehr von ihr. So gut es ging, führte ich mein eigenes Leben mit meinen Freunden, bei denen ich oft übernachtete. Wenn ich doch zu Hause war, ließ ich, mangels

Alternativen, die Launen meiner Mutter weitgehend teilnahmslos über mich ergehen. Häufig machte sie mir den Vorwurf, dass ich mein Zuhause nicht schätzte, obwohl es viel besser sei als im Heim, wo die Kinder immer eingesperrt seien und kaum etwas zu essen bekämen. Diese konkreten Beschreibungen des Lebens im Heim ließen mich lange Zeit glauben, meine Mutter sei in einem Heim aufgewachsen, was sich später, als ich sie einmal danach fragte, als falsch herausstellte. Zur Illustration, wie gut es mir eigentlich gehe, wurde auch der Nachbarsbub Franz häufig herangezogen, der sich seines Vaters Ohrfeigen in regelmäßigen Abständen abholen musste.

Nach derartigen Hinweisen der Mutter fühlte ich mich zwar immer etwas geborgener als zuvor, allerdings war dieses Gefühl stets von kurzer Dauer. Mir vor Augen zu führen, Welch gute Mutter sie sei, war stets von ihrem Bemühen um meine Zuneigung getrieben. Als ich dreizehn, vierzehn Jahre alt war, fing sie an, es mit ihrer Fürsorge zu übertreiben. War ich nachts weg, schlief sie nicht. War ich auf Ferienlager, litt sie, bis ich wieder nach Hause kam. Die Gefahren des Lebens, die mir auflauerten, sobald ich das Haus verließ, waren immer und überall. Je mehr ich ihr Verhalten ins Lächerliche zog, desto mehr ärgerte sich meine Mutter, dass ich ihre gutgemeinte Sorge um mich nicht ernst nahm. Manchmal machte sie mich glauben, ich wäre der einzige Anlass ihres ganzen Leids. Denke ich heute an meine Mutter, macht es mich traurig, dass ich nicht mehr zu ihrem Glück beitragen konnte. Ich denke, die Liebe, die sie mir vorenthielt, suchte sie selbst ihr Leben lang.

Meinem Vater stand ich näher als meiner Mutter. Er war ein gutherziger, positiver Mensch mit festen Prinzipien. Aber eben auch Lehrer, was für mich damals von Haus aus negativ konnotiert war. Er unterrichtete Geschichte in der Unterstufe des Gymnasiums in Traunkirchen. Im Gegensatz zur Mutter übte der Vater seinen Beruf nicht gern

aus. Er nutzte jede Gelegenheit, um so wenig wie möglich in der Schule sein zu müssen. Er ließ sich für Weiterbildungen karrenzieren, ging jedes zweite Jahr vier Wochen auf Kur und bei den Krankenständen war er unter den Lehrern Spitzenreiter, wie ich erfuhr.

Auch außerhalb der Schule interessierte ihn nichts anderes als Geschichte. Ansonsten übertrieb er es nicht gerade mit der Bildung. Nur Geschichte. Genauer gesagt, die Geschichte des europäischen Kontinents im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Er wusste Bescheid über das Königreich Italien, die Herrschaft Napoleons, das Osmanische Reich und das Habsburgerreich. Tagelang saß er in seinem Zimmer, Bücher und Landkarten lagen überall auf dem Boden herum. Meine Mutter wurde immer wütend, wenn sie ihn nicht einmal mit gutem Essen aus dem Zimmer locken konnte.

Kam ich in sein Zimmer, hatte er stets Angst, ich könnte seine systematisch aufgelegten Bücher und Aufzeichnungen durcheinanderbringen. Um Punkt zehn Uhr vormittags wollte er immer seinen Espresso trinken. In den Sommerferien durfte ich ihm den täglichen Kaffee servieren. Kam ich eine Minute zu spät, ließ er mich nicht mehr in sein Zimmer. So wollte er mir, typisch Lehrer, Pünktlichkeit beibringen. Stattdessen – ich war fast immer zu spät – lernte ich bereits in jungen Jahren den Geschmack von Kaffee schätzen, denn ich wollte das schwarze Getränk weder kalt werden lassen noch wegschütten. Bereits im Alter von zehn Jahren trank ich also regelmäßig um fünf Minuten nach zehn Uhr einen schwarzen Espresso.

Schon als Kind blieb mir Vaters Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen, nicht verborgen. Stets hatte er irgendwelche Ideen, konnte sich allerdings nie dazu durchringen, auch nur eine davon umzusetzen. Seine Inkonsistenz war von legendärem Ausmaß und häufig die Ursache für Streit mit der Mutter. Wenn wir zum Beispiel auf Reisen gingen, wusste mein Vater stundenlang über die Vor- und Nachteile der

unterschiedlichen Destinationen zu diskutieren. Zu kalt, zu warm, zu teuer, geschichtlich uninteressant, zu gefährlich, zu touristisch. Außerdem mussten Luftverschmutzung, gefährliche Krankheiten, sprachliche Barrieren, politische Verhältnisse und noch vieles mehr berücksichtigt und abgewogen werden.

Meine Mutter sagte dann einfach: »Verona, Barcelona, Algarve, Neapel, Piemont, Stockholm oder Kalifornien.«

Im Gegensatz zu meinem Vater und mir reiste meine Mutter nicht gern. Wegen der großen Gefahren im Ausland. Irgendwann erledigte sich das Problem von selbst, da sie einfach zu Hause blieb. Für mich war das Reisen in den Sommerferien immer am schönsten, denn auch ich ging, wie mein Vater, nur ungern in die Schule. Auch später, als die Schule längst der Vergangenheit angehörte, fuhr ich mit meinem Vater immer wieder für ein paar Tage weg. Sogar noch, als ich bereits meine eigene Familie hatte. Es wurde seltener, aber wir ließen es nicht abreißen. Beide freuten wir uns stets auf diese wenigen unbeschwerten Tage. Weit weg von daheim wurde mein Vater zu einem Menschen, mit dem ich gerne Zeit verbrachte.

Zu Hause war er immer auf seine kleine heile Welt bedacht, in der es vor allem darum ging, nicht aufzufallen, nie von der Norm der dumpfen Masse abzuweichen. Obwohl oder vielleicht gerade, weil er sein Leben so sehr an die Meinung anderer hing, blieben ihm seine bescheidenen Wünsche, denen er zeitlebens nachlief, letztlich verwehrt.

So war mir mein Vater nie ein Anker, an dem ich mich zuverlässig anhalten konnte, nie ein Kompass, der mir eine klare Orientierung gab. Ihm war stets wichtig, dass es mir gutging. Er interessierte sich zwar dafür, was ich den ganzen Tag machte, welche Noten ich in der Schule bekam, mit welchen Leuten ich Umgang pflegte, welche Begabungen und Interessen ich hatte. All das nahm er aber nur zur Kenntnis, ohne Diskussion, ohne Meinung, über die man streiten konnte.

Einmal überraschte er mich allerdings gehörig. Bei meinem Faux-pas in der Volksschule, als ich die Mutter gegen ein Mickey-Mouse-Heft einzutauschen bereit war, stand er felsenfest hinter mir. Er gab mir klar zu verstehen, nichts Falsches gemacht zu haben. Dabei machte er nicht den Eindruck, als wäre ihm dieser Schluss sonderlich schweregefallen. Erst Jahre später machte ich mir auf Vaters damalige Reaktion einen Reim: Er nahm mir mein Verhalten deshalb nicht übel, weil er mich voll und ganz verstand. Er selbst hätte nämlich meine Mutter gern eingetauscht. Vielleicht nicht gegen ein Mickey-Mouse-Heft, aber besonders hohe Ansprüche hätte er vermutlich nicht gestellt.

Das Verhältnis meiner Eltern zueinander war, soweit ich mich erinnern kann, nie problemlos und kaum von Liebe geprägt. Selten waren sie sich über etwas einig. Selbst in so grundsätzlichen Dingen wie der Religion, hatten sie unterschiedliche Auffassungen. Ging meine Mutter aus Gottesgläubigkeit jeden Sonntag in die Kirche, tat es mein Vater nur ab und zu, und dann mit Widerwillen. Er verachtete das »ganze Theater«, wie er die Katholische Kirche und ihre Riten manchmal nannte. Einmal sagte er, vor den fleißigen Kirchgängern müsse ich mich ganz besonders in Acht nehmen. Sie gingen jeden Sonntag fleißig in die Kirche, sängten inbrünstig das Ave-Maria in den Nacken der vor ihnen Sitzenden, beteten das Vaterunser, als würden sie ihre Sünden tatsächlich bereuen, gingen mit scheinheilig geneigtem Haupt zur Kommunion und dann schnurstracks ins Wirtshaus, um dort am Stammtisch Politikern zu huldigen, die mit dem Teufel im Bunde seien.

Nur bei der Jägerei, unter ihren Lehrerkollegen durchaus üblich, waren sich meine Eltern ausnahmsweise einig. Nicht einmal Umgang mit den Jägern pflegten sie und im Trachtengewand sah man sie nie. Für derlei ideologische Grausamkeiten, sagte mein Vater öfters, hätten

sie nichts übrig. Zum Schämen war aber sein Gewand trotzdem, so abgetragen wie es meistens war. Zwar legte er beim Kauf Wert auf Qualität, aber mit drei Hosen, drei Hemden und einem Sakko fand er ein Jahrzehnt lang das Auslangen. Mode sei nur was für Volddeppen, wandte er stets ein, wenn sich jemand gar zu offen Gedanken über seine verschlissene Kleidung machte. In meiner Jugendzeit lebten sich meine Eltern immer mehr auseinander. Meine Mutter litt sehr darunter, dass sich mein Vater zunehmend in seine eigene Welt zurückzog, zu der sie kaum Zugang fand. Langweilte sie sich, was häufig der Fall war, nervte sie ihn mit ihren banalen Sorgen. Ihm war es egal, er ertrug sie mit sagenhafter Gleichgültigkeit. Für mich unverständlich, war er nicht bereit, ihren Launen etwas entgegenzusetzen.

Dass er ihr einfach nichts mehr zu sagen hatte, wollte ich zu dieser Zeit nicht wahrhaben. Einmal, ich musste ungefähr vierzehn Jahre alt gewesen sein, war mein Wunsch nach Vaters Vergeltung so stark, dass ich ihm sogar eine vollbusige Blondine herbeiräumte. Ich sah sie Arm in Arm am Eingang unseres Hauses. Als meine Mutter gerade die Tür öffnete, lachte er in ihr entsetztes Gesicht. Sogar im wachen Zustand fand ich diesen Traum noch sehr attraktiv. Ich dachte sogar darüber nach, für meinen Vater eine Prostituierte zu bestellen, was allerdings an meinen damals sehr begrenzten finanziellen Mitteln scheiterte. Vermutlich hätte er auch gar nichts anzufangen gewusst mit so einer Sexbombe. Überhaupt fragte ich mich, ob meine fehlenden Geschwister möglicherweise darin begründet seien, dass meine Eltern nur ein einziges Mal Sex miteinander gehabt hatten. Oder wurde ich gar künstlich gezeugt? Je mehr ich mich selbst für Sex interessierte, desto weniger konnte ich mir die beiden dabei vorstellen.

Eine Trennung stand aber nie zur Debatte. Das passte nicht in Mutters konservativ-christliches Weltbild und Vater fürchtete sich viel zu sehr vor dem bösen Geschwätz der Leute.

Meine Sehnsucht nach einem Leben, das in krassem Gegensatz zu dem meiner Eltern stand, ließ die unsichtbare Wand zwischen uns immer höher werden. Ich respektierte sie als meine Eltern, aber in ihrer kleinkarierten Welt zu leben, fiel mir zunehmend schwer. Gebotene Achtung flüchtete sich in Schweigen. Damals machte ich mir jedoch noch keinerlei Vorstellung darüber, wie viel Zeit und Kraft es mich kosten würde, ein Leben zu führen, das sich grundlegend vom Denken und Verhalten meiner Eltern unterscheidet.

Wann immer mich solche Gedanken in meine frühen Jahre zurückführen, frage ich mich, warum sie sich vor allem zu den weniger erfreulichen Erlebnissen aus dieser Zeit hingezogen fühlen. Vermutlich war mein Widerspruch zu meinen Eltern doch so nachhaltig, dass er mir die schönen Erlebnisse der Kindheit zu fernen Bekannten meiner Erinnerung machte. Ein Psychologe würde vermutlich ganz andere Schlüsse ziehen. Wie auch immer.

Denke ich heute als über Sechzigjährige, also mit ausreichend Abstand, an meine Kindheit und Jugend, was selten vorkommt, empfinde ich nicht allzu viel. Sie war wohl ganz in Ordnung, aber nicht so toll, dass ich mich nach dieser Zeit sehnen würde.

Die Vorbehalte, die ich lange Zeit meinen Eltern gegenüber hatte, haben sich mittlerweile relativiert. Sie ließen mich weder hungern noch frieren, ich hatte viele Freiheiten und erfuhr niemals Gewalt. Sie vermittelten mir zwar nicht die Bedeutung von Frauenquoten und politische Korrektheit und auch nicht, dass alle Menschen gleich sind, dafür aber etwas, das man gemeinhin als Anstand, Toleranz und Ehrlichkeit beschreiben könnte. Also doch wertvolle Grundlagen für ein gutes Leben, jedenfalls deutlich mehr, als viele Kinder von ihren Eltern erwarten dürfen. Mein früher Drang nach einem eigenständigen Leben machte es mir auch leichter, die alte Redewendung »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, nicht als Bürde zu verstehen, die ich